



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Erzbischof von Stablewski und die Ostmarkenfrage. Kolonialdebatten.)

Mitten in dem Streit über die Schulfrage in der preußischen Ostmark ist der Erzbischof Florian von Stablewski aus diesem Leben abberufen worden. Er galt vielen, besonders solchen, die die Verhältnisse im Osten nur aus der Ferne kannten, als die Seele des Widerstandes, den die Polen in steigendem Maße der preußischen Regierung entgegensetzten. Das gerechte Urteil, dessen man sich nach gutem Brauch ganz besonders über einem kaum geschlossenen Sarge zu befeißigen hat, wird die landläufige Vorstellung etwas einschränken müssen. Der Erzbischof war mehr ein Geschobener als ein Schiebender. Seit Jahren von schwerem körperlichem Leiden heimgesucht, vielleicht auch — wer kann es genau wissen! — seelisch gebrochen durch einen innern Zwiespalt, über den er früher einmal leichter hinwegzukommen hoffte, war er längst am Ende seiner persönlichen Kraft angekommen. Wenn bei uns wohl oft geglaubt wurde, ein arglistiger Wille, der unter Mißbrauch der kirchlichen Gewalt im Interesse des Polentums dem Staate entgegenarbeite, halte von der Posener Dominzel aus alle Fäden in der Hand, stehe hinter allen Hemmungen und Erschwerungen, die der Fortschritt des Deutschtums in der Ostmark erfahre, so tat man dem verstorbenen Erzbischof Unrecht. Eine aktive Natur in diesem Sinne ist er nie gewesen. Er war ein überaus kluger, feinempfindender Mann, und da seine Klugheit viel von jener echt polnischen Art hatte, die wir treffender noch mit dem Ausdruck „Verschlagenheit“ bezeichnen, und er es überdies sehr gut verstand, sich mit großer Würde zu bewegen, so wurde die Bedeutung seiner Persönlichkeit nach der Willensseite hin wohl oft überschätzt. Er war durch und durch zu sehr Pole, als daß er sich von dem Wünschen und Begehren der Masse seiner Volksgenossen hätte innerlich so weit freimachen können, daß er ihm im Namen einer besseren Einsicht und höhern Pflicht Widerstand geleistet hätte, aber dabei hatte er doch wirkliches Verständnis für deutsches Wesen und war von deutscher Bildung durchdrungen. So war er in seiner Art loyal, das heißt, er wiegte sich in der Täuschung, er könne im Herzen ein guter Pole sein und doch die Pflichten erfüllen, zu denen ihn sein preußischer Bischofsseid verpflichtete. Aber er hatte niemals, auch nicht in gesunden Tagen, die rücksichtslose Festigkeit, die ihn allein befähigt hätte, diesen guten Willen zur Tat werden zu lassen. Er wurde in Wahrheit immer mehr das Werkzeug seines Alerus. Wenn er freilich vor die unmittelbare Wahl gestellt wurde, ob er sein Volkstum verleugnen oder sich zu ihm bekennen sollte, dann brach bei solcher Gelegenheit in jäher Leidenschaft sein slawisches Temperament durch. Dann war er auch einer Unvorsichtigkeit fähig, während sonst sein Walten den Stempel milder, vorsichtiger Zurückhaltung trug.

Die Kennzeichnung dieser Verhältnisse ist für uns Deutsche nicht unwichtig. Ein milder, fast schwacher Inhaber des Hirtenamtes von St. Adalbert hat das Polentum mehr gefördert als mancher streitbare Mann unter seinen Vorgängern. Es wäre falsch, das für ein Werk bewußter Arglist zu halten. Es ergab sich aus den Vorstellungen, die bei der polnischen Bevölkerung mit diesem Amte unlösbar verknüpft sind. Allgemein bekannt ist, daß der Erzbischof von Gnesen, der im ehemaligen Königreich Polen die Würde des Primas innehatte und als solcher während einer Thronerledigung die Stelle des Königs einnahm, im Volksbewußtsein noch heute als Träger der nationalen Hoffnungen und als von Gott bestimmter Führer der polnischen Nation angesehen wird, er mag sich persönlich dazu stellen,

wie er will. Unverständlich wäre auch sonst die im Grunde ganz unkatholische Forderung, daß ein Erzbischof, der zwei Diözesen mit national gemischter Bevölkerung zu verwalten hat, gerade einer bestimmten Nation angehören solle. Eine solche Forderung würde unter normalen Verhältnissen höchstens der Staat zu stellen haben, nicht die Kirche. Aber der Bischofsitz von Posen und Gnesen ist eben nach polnischen Begriffen eine politische Einrichtung; von der Kirche wird verlangt, daß sie das anerkennt, weil es der Staat höchstens in einem den polnischen Wünschen entgegengesetzten Sinne tun kann. Ein Pole, der einmal dieses erzbischöfliche Amt erhalten hat, braucht keine besonderen Anstrengungen zu machen, um die Hoffnungen seines Volkes zu nähren. Er braucht sich nur überhaupt zu den Seinen zu bekennen, so nehmen diese ohne weiteres an, daß sie in ihm persönlich ein Unterpfand für die kirchliche Billigung ihrer politischen Bestrebungen besitzen. Wo wird man heute noch einen Polen finden, der sich diesem mächtigen Bann entziehen kann? Nur ein Mann von ungewöhnlicher Energie würde imstande sein, einen solchen Bruch mit allen Überlieferungen, mit allem, was ihm teuer sein muß, zu vollziehen. Man muß deshalb wünschen, daß der Nachfolger Stablewski ein Deutscher sei, ein Deutscher, der die Energie hat, seine kirchliche Autorität in vollem Umfange zu gebrauchen, und der frei ist von allen Rücksichten, die ihn in eine staatsfeindliche Stellung drängen müssen.

Der nationale Fanatismus des polnischen Klerus hatte den verstorbenen Erzbischof noch in den letzten Wochen seines Lebens zu einem Schritt getrieben, den er vielleicht so ansah, als ob er Schlimmeres verhüten sollte, der aber in Wahrheit eine Kriegserklärung gegen die preußische Staatsregierung wurde. Es war der bekannte Erlaß wegen des Schulstreiks in der Provinz Posen, eines der lehrreichsten Beispiele, wie eine von dieser Stelle ausgehende Kundgebung, die ihrem Wortlaute nach ganz loyal verstanden werden könnte und jedenfalls der Staatsgewalt keine Handhabe zum Einschreiten bietet, auf die nationale Leidenschaft der Polen, die zwischen den Zeilen ihr eignes Empfinden wiederfinden, wie ein Alarmsignal wirkte.

Der Tod hat es dem Erzbischof erspart, die bitteren Folgen dieses Schritts weiter und bis in die letzten Nachwirkungen hinein auszukosten. Wir stehen vor einer harten Probe auf die Leistungsfähigkeit unserer nationalen Politik. Mehr und mehr lenken sich die Blicke der Welt auf diesen nationalen Kampf. Für uns liegt die Gefahr nicht in der Heftigkeit des Kampfes, sondern in dem Mißverständnis, das uns aus den eignen Reihen droht. Wir Deutschen sehen uns, einem ehrenwerten Grundzuge unsers Wesens gemäß, zuerst die Prinzipienfrage an. Man will Kindern verwehren, den Religionsunterricht in der Muttersprache zu empfangen; ist das nicht grausam? ist es nicht des großen deutschen Volkes unwürdig? So legen sich viele die Frage zurecht, und bei allem Patriotismus will ihnen die Sache nicht in den Sinn. Sie lassen, um zu prüfen, ob die Polen nicht ein Recht haben, sich zu beklagen, das Schicksal nationaler Minderheiten in andern Ländern an ihrem geistigen Auge vorüberziehen. Urteilen wir da nicht sehr scharf über jede Bergewaltigung durch die Mehrheit? Und sind nun selbst der Sünde bloß! Sind wir nicht in den Reichslanden mit mildern Mitteln weiter gekommen?

So tönen warnende Stimmen aus allen Teilen des Reichs, darunter Stimmen von Männern, deren nationale Gesinnung unanfechtbar ist, denen aber auch freilich die rechte Kenntnis der Lage fehlt, und die sich — so müssen wir weiter hinzufügen — in ihren Gedankengängen davon entwöhnt haben, einer harten geschichtlichen Notwendigkeit ins Auge zu sehen.

Die Polen in den östlichen Provinzen Preußens sind keine nationale Minderheit in dem gewöhnlichen Sinne, daß sie gegen Erhaltung ihrer Sprache und Sitte bereit sein könnten, die staatlichen Zustände anzuerkennen, in die sie hineingestellt sind. Wie man auch die Eigenschaften und Fähigkeiten dieser Polen auf Grund

geschichtlicher Erfahrungen einschätzen mag, sie sind der Bruchteil einer wirklichen Nation mit allen Merkmalen einer solchen — bis auf eins: die politische Selbständigkeit. Diesen Zustand als dauernd und endgiltig anerkennen kann wohl ein abgepresnarter Teil einer sonst selbständigen Nation, nicht aber ein Volk, das nirgends in der Welt einen Fleck Erde besitzt, wo es politisch selbständig ist. Daher wird überall, wo es besteht, sein Dichten und Trachten dahin gehn, dieses verlorne Gut wiederzugewinnen, oder wo sich diesem Wunsche noch Hindernisse entgegentürmen, die Wiedergewinnung vorzubereiten. Diese ganze Tätigkeit ist nur möglich auf Kosten unsers Staats und unsers Nationalvermögens. Das ist der große, so oft verkannte Unterschied in der Stellung der Polen gegenüber der Stellung anderer nationaler Minderheiten. Die Wünsche der siebenbürgischen Sachsen richten sich nicht gegen den ungarischen Staat. Die Balten sind stets die besten Stützen des russischen Kaiserthrons gewesen. Unsre Dänen in Nordschleswig und unsre französisch redenden Lothringer opfern nichts von dem gemeinsamen Interesse ihrer Nationalität, wenn sie ihren Frieden mit dem deutschen Staate machen. Einen polnischen Staat aber gibt es nicht. Dafür gibt es eine polnische Nation. Der Pole ist also gezwungen, entweder auf das höchste Recht seiner Nation dauernd zu verzichten oder gegen die Lebensinteressen des Staats zu agitieren, dem er angehört. Das ist eine traurige, unbequeme Wahrheit, es widerspricht dem, was in unsern Schulbüchern über die Teilungen Polens zu lesen steht, aber jeder, der die heutigen Polen, ihre Eigenart, ihre Literatur wirklich kennt, weiß, daß es darum doch Wahrheit ist. Ein großer Teil unsrer öffentlichen Meinung wehrt sich noch gegen diese Einsicht, die einen milden und gerechten Sinn in ein unangenehmes Dilemma bringt und viele prächtige Theorien, wie man die Polen veröhnen und gewinnen kann, scharf durchkreuzt. Es ist nicht wahr, daß unsre Auffassung der Polenfrage dem Haß entspringt. Als Menschen und Christen können wir volles Verständnis für die Lage der Polen haben, als Staatsbürger müssen wir doch fragen: Darf ein deutscher Staat zugeben, daß solche Bestrebungen vor seinen Augen ihren Weg gehn? Und dürfen wir Staatsbürger uns dem Staate versagen, wenn er die Frage verneint?

Das ist die Grundlage, von der aus allein die rechte Stellung gewonnen werden kann. Sie zeigt uns vor allem, daß die Frage nicht durch Vermeidung aller Schwierigkeiten gelöst werden kann. Das muß man denen entgegenhalten, die bei dem ersten Auftauchen von Schwierigkeiten die Lage als „verföhren“, die Politik als „verfehlt“ zu bezeichnen pflegen. Hier muß der Kampf aufgenommen und durchgeführt werden, auch wenn er uns manche schmerzlichen Opfer kostet. Dann erscheint auch die Frage der Unterrichtssprache in einem andern Lichte. Darauf werden wir noch zurückkommen, wenn die Frage den Reichstag beschäftigt haben wird.

Dort haben jetzt die Kolonialdebatten einen breiten Raum eingenommen. Zum erstenmale hatte der neue Kolonialdirektor Gelegenheit, sich mit der Volksvertretung auseinanderzusetzen. Herr Dernburg kann sich seines ersten Erfolges freuen. Besser konnte er nach Lage der Dinge nicht abschneiden, und jeder Freund der kolonialen Betätigung des deutschen Volks darf darüber aufrichtige Genugtuung empfinden. Es wird jedoch nötig sein, hervorzuheben, daß dieser angenehme Eindruck nicht so sehr darin zu suchen ist, daß sich der neue Mann im Redekampfe als geschickt und tüchtig bewährte, als vielmehr in der Überzeugung, daß wir nun auf dem Wege sind, begangne Fehler gut zu machen. Herr Dernburg hatte noch keine Viertelstunde vor dem Reichstage gesprochen, als man das Gesagte schon dahin zusammenfassen konnte, daß er keine Versprechungen gemacht hatte, sondern nur Mitteilungen über schon Geleistetes. Das gab ihm sofort eine sehr starke Stellung und erweckte ein günstiges Vorurteil für seine weitere Tätigkeit. Man braucht das nicht zu überschätzen, denn die Kolonialverwaltung hat noch ein weites Feld vor sich. Wer vermöchte heute zu sagen, ob alles glücken wird! Aber es wirkte

befreiend, daß im Reichstage der Eindruck der Tat, nicht die Redegeschicklichkeit allein gesiegt hatte. Und unter solchem Eindruck wurde zu einem Akt vertrauens-erweckender Klugheit, was sonst wohl Unbehagen erregt hätte, daß nämlich Herr Dernburg kein eignes Programm aufstellte.

Freilich hatte er Denkschriften vorgelegt, die als Programm aufgefaßt wurden, worüber die Kritik leidenschaftlich genug herfiel. Man kann darüber streiten, ob es richtig war, diese Denkschriften vorzulegen, ehe der Reichstag eine bestimmtere Vorstellung von Persönlichkeit und Absichten des neuen Kolonialdirektors gewonnen hatte. Sie mögen auch in Einzelheiten anfechtbar sein. Aber der Grundgedanke, eine „Inventur“ aufzustellen, war doch zu billigen. Richtig war auch der Gedanke, die wirtschaftlichen Werte einmal losgelöst von den Aufwendungen zu betrachten, die in den Schutzgebieten einstweilen noch zur Sicherung von Leben und Eigentum gemacht werden müssen. Denn entscheidend für wirtschaftliche Unternehmungen in den Kolonien und für die Beurteilung der Bedeutung unsrer Schutzgebiete sind doch nur die Fragen, die Dernburg seiner Inventur zugrunde gelegt hat, mag man ihre Zahlen auch prüfen und ändern, soviel man will. Der Weg ist damit gezeigt, auf dem unsre Kapitalisten zu andern Unterlagen für ihr Urteil gelangen können als den bisherigen, die zwischen dilettantischen Schätzungen und den ewigen Unterbilanzen unsrer Kolonialtats hin und her schwanken.

Einen weitem Vorteil verspricht uns der Verlauf der letzten Kolonialdebatten. Wir werden nun hoffentlich aus der Ära der Enthüllungen und Skandale herauskommen. Wenn begangne Fehler ehrlich eingestanden, Verbredchen und Mißstände gründlich untersucht werden, im übrigen aber ein klar vorgezeichneter Weg mit Festigkeit innegehalten wird, so kann es sich nicht wiederholen, daß die Verfehlungen einzelner Beamten in einer Weise, die gewissen Parteien und Persönlichkeiten zum Nutzen dient, die gemeinsame Sache aber schwer schädigt, aufgebauscht und ausgebeutet werden. Schon diesmal hatte das geschickte Auftreten des Reichskanzlers und des Kolonialdirektors dem Zentrum, das einen sehr ersten Angriff gerüstet hatte, die Waffen aus der Hand genommen. Das hatte die Wirkung, daß die Taktik geändert wurde. Herr Erzberger beschränkte sich auf die Kritik einzelner Fälle und bestimmter Angehörigkeiten und reichte der neuen Verwaltung die Hand zum Frieden. Vorher hatte schon Dr. Schäbler, der Bamberger Domherr, der die bayrische Gruppe des Zentrums im Reichstag anführt, einen großen Abschnitt seiner Rede dem Nachweis gewidmet, daß seine Partei nicht kolonialfeindlich sei. Die Sozialdemokratie blieb freilich der alten Rolle getreu, verneinend und unfruchtbar wie immer, kümmerlich in dem Komposthaufen alter, zum Teil verjährter Skandalfälle und unkontrollierbarer Klatschgeschichten herumtscharrend. Weder die geifernde, tobende Beredsamkeit des alten Bebel noch das unerträgliche falsche Pathos des Genossen Ledebour konnte auch nur den geringsten Erfolg aufweisen. Auch die Freisinnigen spielten eine klägliche Rolle. Sie wußten sich nicht, wie sogar Herr Erzberger, der Lage anzupassen. Ihre Angriffe erinnerten darum an den sinnreichen Edeln von La Mancha. In ihrer Presse hatten wir monatelang von dem „Panama“ unsrer Kolonialpolitik, von der gänzlichen Durchseuchung unsrer kolonialen Beamtenschaft, von der abgrundtiefen Korruption der Kolonialverwaltung gelesen. Als sich jetzt Fürst Bülow energisch gegen solche Verallgemeinerungen wahrte, wußten sie nichts mehr davon; nie sei ihnen dergleichen eingefallen, sie hätten immer nur einzelne gemeint. Dabei waren doch auch ihre letzten Reden ganz auf den Ton der Verallgemeinerung abgestimmt und zudem reichlich mit recht leichtfertig zusammengestellten Klatschgeschichten aufgepußt. Sie konnten daher gegen die ernsthaftern Eindrücke der Debatte nicht aufkommen.

Wir haben also Anlaß, auf den Eintritt besserer Zeiten in der Kolonialpolitik zu hoffen. Fürst Bülow hat in geschickter Rede den Zusammenhang dieser neuen Ära

mit den Sägen seines eignen Kolonialprogramms hergestellt und Herrn Dernburg mit seiner ganzen Autorität gedeckt. Hoffen wir, daß die guten Ansätze zur Frucht auch die Zeit der Reife erleben!

Fichte und Trine. Das ganze Sommersemester 1794 hindurch hat Fichte in Jena jeden Wochentag Morgens um sechs Uhr seine höchst abstrakte Wissenschaftslehre vorgetragen. Die wenigsten seiner zahlreichen Zuhörer werden ihn wirklich verstanden haben, aber sie hörten ihn alle mit Begeisterung und hielten aus bis zu Ende. Seine Persönlichkeit fesselte sie. „Seine Jünger glaubten an ihn.“ Und so ergeht es jedem, der Fichte nahetritt. Die philosophischen Deduktionen mögen einem dunkel bleiben, aber man fühlt, daß einem hier das Höchste dargeboten wird von einem, der dieses Höchste für seine Person besitzt. Das Höchste ist nicht jedermanns Sache, aber jeder nicht ganz unedle Mensch wird, wenn es ihm naht, davon freudig ergriffen und mit Sehnsucht danach erfüllt. Worin nun dieses Höchste, der Kern der Wissenschaftslehre, besteht, und daß es dem Evangelium Johannis nahe verwandt, wenn nicht mit ihm identisch ist, hat Frix Medicus wunderschön klar gemacht in seinem Buche: *F. G. Fichte. Dreizehn Vorlesungen*, gehalten an der Universität Halle. Berlin, Neuther und Reichard, 1905. Der Laie findet Erbauung in dem Buche, dem Philosophen von Fach aber gibt die Wiedererweckung Fichtes einen Anstoß, die wichtigsten Probleme aufs neue und unter neuen Gesichtspunkten — denn das wiedererweckte Alte erscheint den meisten neu — zu untersuchen. Um nur eins zu erwähnen: Chamberlains Versuch, Kants Philosophie durch die Darstellung seiner Persönlichkeit verständlich zu machen, hat leidenschaftlichen Widerspruch hervorgerufen. Wenn die Philosophie eine Wissenschaft sein will, sagt man, so muß es vollkommen gleichgültig sein, wie die Person beschaffen ist, die eine Behauptung aufgestellt und sie bewiesen hat; nur darauf kommt es an, ob die Behauptung wahr und der Beweis zwingend ist. Fichte dagegen — und gerade er forderte absolute Gewißheit — verkündigt: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist: denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebt, sondern es ist befehlt durch die Seele des Menschen, der es hat.“

Beim Lesen dieses Buches fiel mir Ralph Waldo Trine ein — über sein „In Harmonie mit dem Unendlichen“ ist seinerzeit lobend berichtet worden —, der ebenfalls im sterblichen Ich das absolute Ich sich verwirklichen läßt und predigt, daß der Mensch Macht habe über alle Objekte, über die Natur. Darauf nahm ich die jüngste seiner kleinen Schriften vor, die (bei J. Engelhorn in Stuttgart, 1906) in deutscher Übersetzung erschienen ist: *Charakterbildung durch Gedankenkräfte*, und las da in der Vorrede des Übersetzers, Dr. Max Christlieb: „Der philosophische Standpunkt Trines ist etwa der des ältern Fichte in seiner zweiten Periode.“ Dem deutschen Philosophen sagt der Amerikaner nichts neues. Für den Laien ist das winzige Büchlein geeigneter als die schwer verständliche Wissenschaftslehre Fichtes, weil, wie der Übersetzer schreibt, seine Schriften „die denkbar geringsten Anforderungen an die Vorbildung oder die Denkkraft“ der Leser machen. Der Hauptgedanke des lesenswerten Schriftchens ist: Der Charakter hängt nicht vom Zufall ab, sondern wir schaffen ihn selbst, indem wir unsre Gedanken so oder anders disziplinieren oder undiszipliniert schweifen lassen.

11

Wandschmuck für Haus und Schule. Die große pädagogische Bewegung, das Verständnis und die Freude an den Werken der bildenden Künste, namentlich der Malerei, schon in der Jugend zu erwecken und planmäßig auszubilden, hat bei Künstlern und Verlegern viel Beifall gefunden. Während man sich früher aus Mangel an geeignetem, für Schule und Haus brauchbarem Bilderschmuck nur auf

theoretische Auseinandersetzungen beschränken mußte, ist in den letzten Jahren eine solche Fülle billiger Reproduktionen erschienen, daß einem die richtige Auswahl nicht leicht wird; denn unter den unsern Schulen angepriesenen Bildern findet sich auch viel Unbedeutendes und Wertloses. Um so mehr freuen wir uns des wirklich Schönen. Zu diesem gehören auch zwei Erscheinungen des Kunstverlages von F. G. Wachsmuth in Leipzig, die der Redaktion vorliegen, und die wegen ihres hohen künstlerischen Wertes und ihrer vortrefflich gelungenen Reproduktion unsern ganzen Beifall gefunden haben. Es sind die Bilder Septembormorgen im Buchenwald auf Rügen von Professor P. Flickel und ein bekanntes Bismarckporträt von F. von Lenbach. Die Reproduktion des Flickelschen Bildes gibt die ganze wunderbar poetische Stimmung des Waldzaubers wieder; während der im Vordergrund rechts etwas ansteigende Wald im Schatten liegt, flutet die Morgensonne durch eine Schneise in den Mittelgrund und füllt die Landschaft mit einem warmen gelblichen Lichte, dessen Reflexe auch auf das stehende, von dunkeln Unterholz und Farnkraut umrahmte Gewässer schimmern und zwischen den mächtigen Stämmen der herrlichen Buchen auf den bräunlichen Waldgrund fallen. Nur zwei Rehe im Hintergrunde bilden die Staffage. Das Bild ist ein Meisterwerk poetischer Stimmungsmalerei; es kann als Zimmer Schmuck für Schule und Haus nur empfohlen werden. Dem Bismarckporträt Lenbachs noch eine Empfehlung mitzugeben, ist überflüssig; die vortreffliche Reproduktion des Wachsmuthschen Kunstverlages wird auch ohne sie die weiteste Verbreitung finden.

Literatur

Eine wohlfeile Neuterausgabe. Unter dem Titel „Fritz Reuters sämtliche Werke in zwölf Bänden, vollständige, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe mit Biographie und Einleitungen von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz“, ist das Lebenswerk des großen plattdeutschen Humoristen im Verlage von Philipp Reclam jun. in Leipzig erschienen. Bedenkt man, daß diese Gesamtausgabe in vier solide und geschmackvoll gebundenen Leinenbänden geliefert wird und überdies noch mit einer Fülle von Illustrationen — Originalporträts, Facsimiles von Handschriften, Szenen nach Darstellungen des bekannten Reuterillustrators Theodor Schloepke — geschmückt ist, so fragt man sich, wie es die Verlagshandlung möglich gemacht hat, den Preis auf 6 Mark festzusetzen. Denn die Ausgabe ist keineswegs ein einfacher, kritikloser Nachdruck der vor einigen Jahren freigewordenen Originalausgabe, sondern beruht auf peinlich genauer Vergleichung der Drucke und Nachprüfung der Handschriften, ja sie ist durch die Aufnahme einer ganzen Anzahl bisher unveröffentlichter Dichtungen vervollständigt worden, sodaß sie in der Tat zum erstenmal den ganzen Reuter bietet. Am Fuße der Seiten finden sich neben den notwendigsten Worterklärungen kurze Anmerkungen literarhistorischen und bibliographischen Inhalts. Daß die umfangreiche Biographie des Dichters und die dreizehn, die Entstehungsgeschichte der einzelnen Schriften behandelnden Einleitungen aus der Feder des allgemein als einer der ersten Reuterkenner anerkannten Herausgebers zum besten gehören, was je über den Dichter und seine Werke geschrieben worden ist, bedarf wohl keiner besondern Hervorhebung.

Thomas Carlyle, Die französische Revolution. Neue illustrierte Ausgabe in vierzig Lieferungen (zu 50 Pfennigen). Herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Mit etwa fünfhundert Illustrationen, Autographen und Kunstbeilagen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Von dieser vortrefflichen Ausgabe des berühmten Carlyleschen Werkes sind bis jetzt 26 Lieferungen erschienen, die sich alle durch eine Fülle von interessanten zeitgeschichtlichen Dokumenten, Handschriften Bildern und Karikaturen auszeichnen. Die